

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 83 (2003)
Heft: 4

Rubrik: Kultur

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Margrit V. Zinggeler
ist gebürtige Thurgauerin und heute Professorin für Deutsch an der Eastern Michigan University, Ypsilanti, USA. Zurzeit arbeitet sie an einem Projekt, «Grimmatik» genannt, das auf den Grimmschen Märchen basiert. Im nächsten Brüder Grimm Jahrbuch erscheint ihr Artikel: «Wie viel Sekunden hat die Ewigkeit: Der Interrogativ in den KHM mit Antworten aus der «GRIMMATIK» und der «Grimm Corpora COSMAS». Jahrbuch Brüder Grimm Gesellschaft. Ed. Bernhard Lauer, Kassel 2003.

MIT DER FEDER ALS WAFFE

Schweizer Politikerinnen und ihre Literatur

Schreibende Frauen bereiteten der politischen Gleichberechtigung der Schweizer Frauen den Weg. Schreiben war für lange Zeit eine der einflussreichsten Waffen im Kampf um Gleichberechtigung, der 1971 mit dem allgemeinen Stimm- und Wahlrecht auf nationaler Ebene einen seiner grössten Siege verzeichnete.

Meta von Salis (1855–1923) war wohl die profilierteste Vorkämpferin des Frauenstimmrechtes in der Schweiz. 1894 behauptete sie: «Jetzt ist die Schweizerin tatsächlich eine der mindest geachteten Frauen Europas.»¹ Von England und Deutschland, wo Meta von Salis vor ihrem Studium der Geschichte an der Universität Zürich als Erzieherin arbeitete, brachte sie sozialkritisches Gedankengut in die Schweiz. Sie promovierte als erste Frau an der Philosophischen Fakultät und kämpfte bis an ihr Lebensende unermüdlich für die politische Gleichberechtigung der Frauen. In «Die unerwünschte Weiblichkeit»² prangerte sie das Paradox «der freien Schweizerin» mit literarischen Zitaten u.a. von Tells Frau Hedwig in Friedrich Schillers Drama «Wilhelm Tell» und mit unterstützenden Auszügen von englischen, sozio-historischen Schriften an. Aufgrund der unmündigen und abhängigen Bedingungen der Frau, ihrer wirtschaftlichen Ausbeutung und auch der Prostitution forderte Meta von Salis: «Das erste Amtsgebiet aber, in welchem die Frau Heimathrechte erwerben muss, ist das der Justiz, d.h. Polizei-, Gerichts- und Gefängniswesen. Ergänzend müsste eine von Frauen mitberathene Gesetzeskonstruktion stattfinden. Das wäre ein Feld, auf welchem wir trachten könnten, die ausländischen Schwestern zu überholen.»

Heute ist die Vorsteherin des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartements eine Frau. Ruth Metzler-Arnold leitet seit 1. Mai 1999 dieses hohe Amt. Sie ist durch diese Funktion auch ein Mitglied im Bun-

desrat, der exekutiven Gewalt der Schweizer Regierung, die sich heute aus zwei Frauen und fünf Männern zusammensetzt. Die zweite Frau ist Micheline Calmy-Rey, die Nachfolgerin von Ruth Dreifuss, die von 1994–2000 die Vorsteherin des Eidgenössischen Departements des Innern war. Im Jahre 1999 war sie die erste amtierende Bundespräsidentin der Schweiz, nachdem die zuvor gewählte Frau, Elisabeth Kopp, einige Jahre früher wegen einer Geldwäscheraffäre, in die ihr Mann angeblich verwickelt war, zurücktrat. Ebenfalls eine Frau ist seit dem 1. Januar 2000 Bundeskanzlerin: Annemarie Huber-Hotz mit einer beratenden Stimme im Bundesrat. Mit Hanna Muralt Müller ist auch die Vizekanzlerin eine Frau, und Liliane Maury Pasquier war im Jahr 2002 Nationalratspräsidentin. Im Vergleich mit den USA haben in dieser Hinsicht die Schweizer Frauen die Amerikanerinnen weit überholt.

Zwischen Ruth Dreifuss' und Ruth Metzler-Arnolds Erfolg auf höchster politischer Ebene und Meta von Salis' gerechter Forderung, dass Frauen im öffentlichen Recht mitsprechen müssten, liegen gut hundert Jahre weiblicher Schreibgeschichte. Meta von Salis' Waffe – die Schreibfeder – inspirierte viele Schweizer Frauen. Frauen schrieben schon immer für ihre Zukunft. Jede Erzählung in «Frauen in der Schweiz», einem kleinen Band aus dem Jahre 1991, ist entweder eine explizite Anklage oder sie birgt eine implizite Facette der politischen oder sozialen Unmündigkeit der Schweizer Frauen. Ruth Blum

¹ Meta von Salis, *Die unerwünschte Weiblichkeit*, hrsg. von Doris Stump, paedia media genossenschaftsverlag, Thalwil, 1988, S. 17.

² Andrea Woerle (Hrsg.), *Frauen in der Schweiz. Erzählungen*, Deutscher Taschenbuchverlag, München, 1991, S. 7–18.

berichtet etwa von einer von Gelegenheitsarbeit zu Gelegenheitsarbeit getetzten, intelligenten jungen Frau, die nicht studieren konnte, weil der Vater gestorben war und sie nun ihre Mutter unterstützen musste. Sie hat eine Beziehung zu einem ungarischen Studenten an der Universität Zürich, der ihr weismacht: *«Mathematisch begabte Frauen sind in der Regel so unweiblich wie politisierende. Mir sind deine irr-sinnigen Winkelsummen hundertmal sympathischer als deine fixen Ideen über das Frauenstimmrecht. Hoffentlich bleibt euer entzückendes Land von dieser Pest befreit! (...) Wir hatten über diesen Punkt genugsam gestritten und sowohl Imre wie die meisten meiner ehemaligen Schulkameraden hatten mir mit sehr viel Logik dargetan, dass Stimmen und Wählen Männersache sei. Alle zusammen, ob sie nun links oder rechts oder in der Mitte standen, wollten uns Frauen bewahren vor der «schmutzigen» Politik.»*

Meta von Salis gebrauchte genau diesen Punkt von der *«schmutzigen Politik»* in ihrer Argumentation für das Einführen des Frauenstimmrechts: *«Der Mann sucht der Frau einzureden, sie passe nicht in die Öffentlichkeit. Warum denn nicht? Weil diese Öffentlichkeit, in welcher er bisher Alleinherrscher war, von Roheit, Lüge und Gewalt und Ungerechtigkeit dampft. Doch wohl? Ein schönes Geständnis und zugleich der beste Beweis, wie sehr es noth thut, dass ein edleres Element darin wirksam werde!»* Erst im Jahre 1971 gewährten dann die Schweizer Männer den Schweizer Frauen das allgemeine Stimm- und Wahlrecht auf nationaler Ebene. Die letzte Hochburg der politischen Männervorherrschaft fiel im Jahre 1991 im Kanton Appenzell Innerrhoden durch einen Entscheid des schweizerischen Bundesgerichts.

Dass sich die Schweizer Frauen in der Tat freigeschrieben haben, ist das Anliegen und Forschungsinteresse einer neuen Generation von Schweizer Germanistinnen und Historikerinnen. Sie arbeiten die Geschichte von schreibenden Frauen auf, die der politischen Gleichberechtigung von Frauen den Weg bereitete. Schauen wir in die traditionelle Literaturgeschichte: International bekannt – und oft verkannt – ist lediglich die Schweizer Schriftstellerin *Johanna Spyri* und ihr weltbekanntes Buch *«Heidi»*. Anfang der Neunzigerjahre haben eine Reihe von Germanistinnen die Litera-

tur und Schreibtätigkeiten von Frauen in der Schweiz systematisch untersucht. Das Ergebnis ist erstaunlich: Über 900 deutschsprachige Schweizer Autorinnen haben zwischen 1700 und 1945 mehr als 4500 Publikationen verfasst. Eine Ausstellung von 21 der mutigsten und faszinierendsten Schweizer Schriftstellerinnen fand 1994/95 in der Schweizerischen Landesbibliothek in Bern statt.³

Auch die Bemühungen der vorwiegend in sozialen Bereichen tätigen Frauen wurde untersucht. Im Jahre 1998 – der 150-Jahr-Feier der schweizerischen Bundesstaatsgründung von 1848 – veranstaltete die Organisation *Femmes Tour* frauengeschichtliche Stadtrundgänge in verschiedenen Schweizer Städten. Sie zeigten, wo und wie sich die noch politisch unmündigen Frauen vor allem in die sozialen Handlungsräume, in Schulen, Klöster, Spitäler, Armenanstalten und Wohltätigkeitsvereinen eingliederten und mit der Zeit immer mehr selbstständig handelten. Die Publikation *«Mit Geld, Geist und Geduld. Frauen und ihre Geschichte zwischen Helvetik und Bundesstaat»*⁴ ist eine sorgfältig recherchierte Sammlung von dem langen Kampf der Schweizerinnen für Rechts- und Chancengleichheit. Die breitgefächerte Vielfalt dieser ergreifenden Texte zeigt, wie der Status der Frau definiert wurde: *«Durch ihre Männer, Väter und Brüder sind auch sie – Eidgenossinnen.»* Weitere Fakten der Diskriminierung erscheinen uns heute als fast unverständlich. Noch bis 1952 verlor eine Schweizer Bürgerin, die einen Ausländer heiratete, ihr Bürgerrecht, auch dann, *«wenn sie im eigenen Lande wohnte»*. Wenn Schweizer Männer Ausländerinnen heirateten, wurden diese jedoch Schweizerinnen. Im 18. und 19. Jahrhundert standen in verschiedenen Kantonen ledige, geschiedene und verwitwete Frauen unter Geschlechtsvormundschaft, das heisst, sie hatten einen männlichen Vormund, der ihr Vermögen und Einkommen verwaltete und seine Zustimmung zu Geschäftsabschlüssen geben musste. *«Erst im neuen Eherecht aus dem Jahre 1988 wird die volle Handlungsfähigkeit der Ehefrau gesetzlich sanktioniert.»*

Im Jahre 1896 mobilisierten sich die Schweizer Frauen und trafen sich zum ersten Frauenkongress in Genf, vier Jahre später entstand der Bund Schweizerischer

3 Der Begleitband zur Ausstellung wurde von Elsbeth Ryter, Liliane Studer, Doris Stump, Maya Widmer und Regula Wyss herausgegeben: Und schrieb und schrieb wie ein Tiger aus dem Busch. Über Schriftstellerinnen in der deutschsprachigen Schweiz. Limmat-Verlag, Zürich 1994. Ein zusätzliches Ergebnis ist eine Bibliographie *«Deutschsprachige Schriftstellerinnen in der Schweiz 1700–1945»*. Ein weiterer Text dieses Forschungsprojektes heisst: *«Viel Köpfe, viel Sinn. Texte von Autorinnen aus der deutschsprachigen Schweiz.»*

4 *Femmes Tours* (Hrsg.) *Mit Geld, Geist und Geduld. Frauen und ihre Geschichte zwischen Helvetik und Bundesstaat.* eFeF, Bern 1989.

Frauenorganisationen. Es waren dies vor allem gemeinnützige Frauenhilfsvereine, z.B. gegen die Armut, zur Unterhaltung von Waisenhäusern und Unterstützung von Spitälern, aber auch für die Ausbildung von Mädchen und für die religiösen Betätigungen von Frauen innerhalb der Kirche und Missionsgesellschaften. Diese Vereine gaben der Frau eine Möglichkeit zum selbstständigen Handeln und damit eine immer stärker werdende Stimme in der Öffentlichkeit. Heute umfasst der Bund Schweizerischer Frauenorganisationen 170 Mitgliedverbände.

Die Vorkämpferinnen, sowohl die eifrig schreibenden wie auch die in sozialen und pädagogischen Bereichen arbeitenden Frauen, haben den Weg für die heutigen Schweizer Politikerinnen geebnet. Heute sind 57 Frauen im Schweizerischen Parlament vertreten. Der Ständerat der Eidgenossenschaft hat 46 Sitze; davon werden 9 von Frauen besetzt. Im Nationalrat sind 48 Frauen vertreten; das sind 24 Prozent der 200 Sitze. Ein beachtlicher Erfolg seit 1971! Damals waren 5 Prozent Frauen im National- und eine Frau im Ständerat. Im schweizerischen Bundesgericht in Lausanne sitzen sechs Richterinnen von total dreissig Richtern und in Luzern zwei Richterinnen von elf Richtern. Die Schweiz ist weltweit auf dem 24. Platz mit dem prozentualen Frauenanteil im Parlament, während die USA den 52. Platz besetzen.⁵

Inwieweit Schweizer Parlamentarierinnen von politischen und literarischen Frauen beeinflusst worden sind, war der Gegenstand meiner Untersuchung über einen Zusammenhang von literarischem Text und politischer Realität. Im Januar 2001 verschickte ich 42 E-mails an Schweizer Parlamentarierinnen mit der Bitte, fünf Fragen stichwortartig zu beantworten.

Die Auswertung der 22 Antworten zeigt, dass die Schweizer Parlamentarierinnen eine weitgefächerte Palette von literarischen Vorlieben und prägenden Vorbildern angeben. Auf die erste Frage «*Welche historische Frauenfigur(en) hat/haben Sie besonders beeinflusst?*» werden kollektiv die «*Vorkämpferinnen für das Frauenstimmrecht*» am meisten genannt. Es folgen auf dem zweiten Platz *Rosa Luxemburg* und dann *Indira Gandhi*, *Marie Curie*, *Olympe de Gouges* («*Erste Feministin Europas*») und

.....
 Die Schweiz ist
 weltweit auf dem
 24. Platz mit dem
 prozentualen
 Frauenanteil im
 Parlament,
 während die USA
 den 52. Platz
 besetzen.

⁵ www.ipu.org/wmn-e/classif.htm

Clara Zetkin (SPD und später KPD-Mitglied im Deutschen Reichstag). Aber auch *Hannah Arendt*, *Mutter Theresa*, *Eva Peron*, *Elisabeth I.*, *Jeanne d'Arc*, *Marie Goegg-Pouchoulin* («*Erste Feministin der Schweiz*») und *Maria* (die Mutter von *Christus*) wurden genannt.

Auf die Frage «*Welche politischen Frauen gehören zu Ihren Vorbildern?*» wird an erster Stelle *Ruth Dreifuss* genannt. Als Vertreterin einer Minorität – französisch sprechend und jüdischer Religion – wird ihr Engagement und Durchhaltevermögen enorm geschätzt. An zweiter Stelle steht *Josy Meier* (ehemalige Ständeratspräsidentin) und an dritter *Mary Robinson*. Oft werden all jene zeitgenössischen Frauen, die in einem Parlament oder Gericht dienen, als Vorbild aufgeführt. So u.a. auch *Hillary Rodham Clinton*, *Hildegard Hamm-Brücher* von der FDP Deutschlands und die Schweizer Bundesrichterin *Ursula Widmer*. Weitere politische Vorbilder sind *Sophie Scholl* und *Golda Meir*.

Eveline Hasler ist eindeutig die Siegerin in der dritten Frage «*Welches sind Ihre bevorzugten Schriftstellerinnen?*» Die Liste reicht von den «klassischen» weiblichen Autorinnen wie *Virginia Woolf*, *Christa Wolf*, *Ingeborg Bachmann*, *Simone de Beauvoir*, *Doris Lessing*, *Isabel Allende* bis zu Schweizer Autorinnen wie *Margrit Schreiber*, *Verena Stefan*, *Erica Pedretti* und *Gertrud Leutenegger*. Wichtig ist anzuführen, dass die französisch- und italienischsprechenden Parlamentarierinnen Autorinnen ihrer linguistischen Kultur aufführen, wie *Anne Cunéo*, *Marguerite Yourcenar*, *Marguerite Duras*, *Corinna Bille*, *Anne-Lise Grobéty* und *Gioconda Belli*.

Die Antworten auf die vierte Frage «*Welche literarischen Frauenfiguren haben einen grossen Eindruck auf Sie gemacht?*» sind interessant, da die am häufigsten aufgeführten Protagonistinnen sozial unterdrückte Opfer ihrer Zeit waren. Es sind dies *Effi Briest* aus *Theodor Fontanes* gleichnamigem Roman und *Anna Göldin* in *Eveline Haslers* Text «*Anna Göldin – Letzte Hexe*». Beiden Frauen wurde ihre Sexualität wegen den damaligen, unmenschlichen, sozialen Gesetzen und Konventionen zum Verhängnis. Ihre Stärke liegt nicht in ihrer Resignation, sondern darin, dass sie sich selbst treu blieben. Andere aufgeführte weibliche Opfer-Heldinnen



KRONE HEIDEN

— Appenzellerland
vom Bodensee bis zum Säntis

Ferienwohnungen Appartements

Hier liegen Sie richtig!

Apparhotel Krone CH-9410 Heiden
Tel: 071 891 11 27 Fax: 071 891 35 05
www.kroneheiden.ch / kroneheiden@bluewin.ch

Hier ist die Plattform für Ihre Botschaft an eine kaufkraftstarke und kompetente Leserschaft

1/1 Seite, schwarz/weiss
900 Franken
Anzeigendienst der
Schweizer Monatshefte
Postfach 237, 4502 Solothurn
Telefon 032 621 69 22 – Fax 032 621 69 21
E-Mail wb@niz.ch

Trotz des
erstaunlichen
politischen
Erfolgs in den
letzten dreissig
Jahren, muss in
der Realität des
Alltags immer
noch für die
Gleichstellung
der Frau in der
Schweiz gekämpft
werden.

sind: *Anne Frank, Cassandra, Maria Stuart, Lysistrata, Penthesilea, Mutter Courage*, die *Gustl* in Schillers «Gustav Adolfs Page» und Frauenfiguren der Schriftstellerin *Isabel Allende*. Eine gewisse Ausnahme bilden zwei Antworten, die literarische Mädchenfiguren angeben: *Die rote Zora* und *Pipi Langstrumpf*.

Bei den Antworten auf die letzte Frage «Gibt es private Frauen, von denen sie entscheidend für Ihre politische Karriere gelernt haben?» überwiegt eindeutig die Beeinflussung der eigenen «Mutter» gefolgt von «Tante» und «Kolleginnen aus Frauengruppen». Genannt wurden auch «Schwester, Töchter, Schwägerin, beste Freundin». Bemerkenswert ist wiederum – besonders im Hinblick auf die Fragen, die nach spezifischen Frauenfiguren fragten – dass in knapp 60 Prozent der Fälle kollektive Frauengruppen angegeben wurden wie «Vorkämpferinnen für das Frauenstimmrecht». «Frauen der Romantik» oder «les femmes anonyms des mouvement de libération, les Algériennes, les mères de la place de mai en Argentine, les femmes des Indes ou d'Afghanistan, au Brésil, les femmes qui se sont opposées aux guerres».

Trotz des erstaunlichen politischen Erfolgs in den letzten dreissig Jahren, muss in der Realität des Alltags immer noch für die Gleichstellung der Frau in der Schweiz gekämpft werden, obwohl es seit 1995 ein Bundesgesetz für die Gleichstellung von Frau und Mann (GIG) gibt. Zum Beispiel widmen sich Organisationen wie *FraP!* (Frauen macht Politik!) und die *Fachstelle für Frauenfragen FFF* in Zürich ganz dieser Aufgabe. Die *FFF* setzt sich vor allem gegen Männergewalt und für die berufliche Chancengleichheit für Mädchen mit einer Fülle von Publikationen und Aufklärungsarbeit ein. Wieder ist es das schriftliche Wort, der politische Text, der die Arbeit fortsetzt. Heute ist der Text im Internet.⁶

Durch ihr Schreiben bauten sich die Schweizer Frauen einen Staat⁷, in dem sie nicht nur mitschreiben, sondern auch mitsprechen, mitwählen und mithandeln können. Die Schrift wird Realität, und jede Biographie der Schweizer Parlamentarierinnen gäbe einen ergreifenden Bericht, der diese These bestätigen könnte. Hoffentlich schreiben diese Frauen, die ersten Parlamentarierinnen in der Schweiz ihre Geschichte auf. ♦

⁶ www.frapzueri.ch;
www.stzh.ch/fff/projekte.html

⁷ Silke Redolfi, *Frauen bauen Staat. 100 Jahre Bund Schweizerischer Frauenorganisationen. Jubiläumsschrift*. NZZ Verlag, Zürich 2000.

Wolf Scheller,

geboren 1944, ist seit
1968 als Rundfunkjour-
nalist tätig.

EIN LEBEN FÜR DEN ZAUBERER

Katia Mann in zwei Biographien

Gleich zwei Autorenpaare befassen sich biographisch mit *Katia Mann*. Sowohl *Inge* und *Walter Jens* als auch *Kirsten Jüngling* und *Brigitte Rossbeck* fragen in ihren Porträts, wer denn diese *Katharina Pringsheim* oder *Frau Thomas Mann*, als die sie in der Öffentlichkeit firmierte, war. Selbstlos bis zur Aufopferung stellte sie sich in den Dienst des Weltruhms ihres Mannes. Dazu war sie Mutter von sechs «begabten Teufelchen». So ein Leben darzustellen nach dem Motto «*Die Frau an seiner Seite*» hätte für jeden Bilderblatt-Autor seinen Reiz. Nicht so für das Ehepaar Jens, dessen ausgewiesene Kennerschaft von Leben und Werk des Zauberers ungleich andersartige Voraussetzungen bietet als die in dieser Hinsicht offenkundig unbelastete Herangehensweise des Autorinnengespanns Jüngling und Rossbeck.

Letztere stellen vor allem immer wieder Fragen, das heisst: Sie tun so, als lieferten diese Fragen bereits die entsprechenden Antworten. Warum die bildschöne Katharina dem Werben des eher sauertöpfisch anmutenden Lübecker Dichters erlegen ist, wissen wir nicht. Wir können nicht sagen, ob Frau Thomas Mann in ihrer Ehe die Erfüllung gefunden hat, die sich eine Frau wünschen mag. Keineswegs können wir Aufschluss darüber erwarten, warum sie bei ihrem Thomas blieb, obschon sie wusste, dass der Mann an ihrer Seite und Vater ihrer Kinder sein homoerotisches Faible im Geheimen pflegte. Den beiden Autorinnen Jüngling und Rossbeck ist ein besserwisserischer Gestus eigen, der durchaus unangebracht ist. Mitunter wissen sie mehr als sie wissen können: «... die Perlenblässe ihrer Wangen hatte sich vertieft, denn sie war schwanger». Um Stilblüten ist das Autorinnengespann nicht verlegen. Beim Tod von Katias Bruder Eric heisst es: «*Wer wusste schon genau zu beurteilen, ob er vom Pferd gefallen oder sonst wie umgekommen war.*» Diese Selbstbeschränkung fällt auf, weil sich die Autorinnen ihres Urteils sonst sicher sind: «*Fein formuliert, Dichterfürst!*» befinden sie. Diese Biographie zeichnet sich aus durch einen psychologi-

sierenden Befragungsstil, und schaufelt befremdlicher Platttheit den Weg frei, etwa wenn es um die sexuelle Befriedigung geht und unsere Autorinnen über Katia plump mutmassen: «*Aber vielleicht war sie ja daran auch gar nicht (mehr) wirklich interessiert.*»

Inge und Walter Jens sind da auf angenehme Weise diskreter, zurückhaltender in ihrer Bewertung: «*Katia Pringsheim nahm ihren Mann wie er war – ohne jeden Vorbehalt.*» Es ist ja über diese Frau, die zur Chefin der «*Firma Thomas Mann*» wurde, bislang nicht allzu viel geschrieben worden. In «*Meine ungeschriebenen Memoiren*», die auf Gesprächen und Interviews basierten, hatte die damals 85-Jährige gesagt: «*Ich habe in meinem Leben nie tun können, was ich hätte tun wollen.*» Thomas Mann und sein Werk – ohne Katia Manns tätige Fürsorge, ohne ihre Liebe hätte es dieses Werk vermutlich nicht gegeben. An juristisch-ökonomischer Intelligenz, an praktischem Denken war Katia Mann ihrem Thomas haushoch überlegen. Der «*lebte ja immer nur Material*», befand *Hedwig Pringsheim* über den «*Schwiegertommy*». Ohne die Hilfe der Mutter hätte die junge Katia den hochherrschaftlichen Haushalt mit Kindern und Dienstboten nicht führen können. Inge und Walter Jens haben, was ihrer Darstellung gut bekommt, viele bislang unbekannte Quellen einsehen können. Erstmals kommt auch die intensive Freundschaft zu *Molly Shenstone* in den Blick, die für Katia Mann gerade auch nach dem Tod ihres Mannes von grösster Wichtigkeit war. Die Autoren zeichnen das Porträt einer anspruchsvollen Persönlichkeit, die weder Zubehör noch Anhängsel war, sondern höchst eigenständig ihren Platz im Kosmos von Thomas Mann zu behaupten verstand. Fast 97 Jahre alt war Frau Thomas Mann, als sie starb, erstaunt darüber, «*dass sich dieses ehrwürdige Alter so erträglich benimmt*». Was sie in ihrem Leben wollte? Ihre Biographen geben zur Antwort: «*... nichts anderes als das, was sie aus freien Stücken, ohne gesellschaftlichen oder ökonomischen Zwang, getan hat.*» ♦

Literatur:

Inge und Walter Jens, Frau Thomas Mann, Rowohlt, Reinbek 2003.
Kirsten Jüngling, Brigitte Rossbeck, Katia Mann, Propyläen, München 2003.

Ludger Lütkehaus,
geboren 1943, ist
Professor für Literatur-
wissenschaft an der
Universität Freiburg i.Br.

«DIE GEDANKEN KOMMEN ZU MIR ...»

Das «Denktagebuch» Hannah Arendts

«Gibt es ein Denken, das nicht tyrannisch ist?» Die Frage, im Dezember 1950 notiert, steht im zweiten Heft des «Denktagebuchs», das Hannah Arendt fast über ein Vierteljahrhundert, bis 1973, zwei Jahre vor ihrem Tod, geführt hat. Handelt es sich um eine abwegige, mindestens überspitzte Frage, weil es doch ganz gewiss ein nicht-tyrannisches Denken gibt, das sich an Logik und Wahrheit, am zwanglosen Zwang des besseren Arguments orientiert, von einem dialogischen Denken ganz zu schweigen? Oder geht es in der Tat um eine für das philosophische Denken höchst bedenkliche Frage, weil «die Affinität des Philosophen und des Tyrannen seit Plato» – so Hannah Arendt in derselben Notiz – unübersehbar ist? Aber wie steht es dann um jenes Denken, das dieses «Denktagebuch» dokumentiert? Will die bedeutendste politische Philosophin überhaupt, berühmt geworden als kritische Theoretikerin und leidenschaftliche Gegnerin des Totalitarismus, etwa auch sich selber unter Tyrannisverdacht stellen? Dass man jetzt Fragen wie diesen nachgehen kann, ist das Verdienst der beiden Arendt-Spezialistinnen Ursula Ludz und Ingeborg Nordmann, die das «Denktagebuch» in einer vorzüglichen, ungekürzten Nachlassedition, eingehend kommentiert und mustergültig erschlossen, zugänglich gemacht haben.

Das Bild, das Hannah Arendt hier vom Denken der Philosophie entwirft, kann durchaus den Verdacht auf Tyrannis nähren. Mit Platon, dem «Vater der politischen Philosophie des Abendlandes», der im «Denktagebuch» den sonst für Arendt so zentralen Aristoteles zurückdrängt, begann nach dem Tod des Sokrates die Feindschaft zwischen Philosophie und Politik. Seitdem versucht die Philosophie, die Politik zu dominieren. Sie wird zur Feindin der «offenen Gesellschaft» – die Parallele dieser Diagnose zu Karl Raimund Poppers Werk ist deutlich.

Ein Begriff und die damit einhergehende Denkfigur sind für diese Tyrannis besonders symptomatisch: das Denken

«des Menschen» im Singular. Der Philosoph schafft sich ihn nach seinem Eben- oder nach seinem Gegenbilde. In diesem Singular stimmen der Monotheismus der Religion und der Monopolanspruch des Philosophen überein. Sogar der von Hannah Arendt über alles geschätzte Kant ist von diesem Verdikt betroffen. In einer auf die «Nacht vom 28. zum 29. April 1964» datierten Notiz, die an die «berühmte Nacht» des Descartes im Feldlager zu Neuburg erinnert, in der er in drei Träumen seine neue Philosophie fand, heisst es: «Es ist höchst auffallend, dass in der Kritik der praktischen Vernunft und den anderen moralischen Schriften Kants von dem sogenannten Mitmenschen kaum die Rede ist. Es geht wirklich nur um das Selbst und die in der Einsamkeit funktionierende Vernunft.»

Aber, das ist die tragische Ironie der Geschichte, eben das tyrannische Denken im Singular schlägt auch auf die Philosophen im Plural zurück: «Wenn der Mensch das Thema der Philosophie ist und die Menschen das Subjekt der Politik, dann findet im Totalitarismus ein Sieg der Philosophie über die Politik statt – und nicht umgekehrt. Es ist, als ob der endgültige Sieg der Philosophie die endgültige Ausrottung der Philosophen bedeutete. Vielleicht sind sie überflüssig geworden.»

Gerade aber mit «dem Menschen» als Thema einer tyrannisch denkenden Philosophie, die sich über die den Menschen im Plural geltende Politik zu Tode siegt, hat Hannah Arendt nichts im Sinn. Die politische Philosophie ihrer Hauptwerke, «Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft» (1951), «Vita activa oder vom tätigen Leben» (1958), «Über die Revolution» (1963) und «Vom Leben des Geistes» (1977 ff.), ist als konsequenter Gegenentwurf zu lesen. Schon ihre 1928 bei Karl Jaspers geschriebene Dissertation über den «Liebesbegriff bei Augustin», ein nur scheinbar unpolitisches Werk, dessen Neuausgabe dringend zu wünschen ist, stellt der Vereinzelung des Menschen vor Gott das Interesse am Nächsten gegenüber. Das «Denktagebuch», das unterwegs zu den

grossen Büchern ist, aber auch öfters über sie hinausgeht, macht den Zusammenhang ihres Lebenswerkes deutlich.

Das gilt vor allem für die Grundlegung der politischen Philosophie Hannah Arendts in ihrer Philosophie der «Gebürtlichkeit», ihrer originärsten philosophischen Entdeckung, ja, ihrem eigentlichen Fund, mit der sie die Fixierung der abendländischen Philosophie und besonders ihres Ex-Geliebten *Martin Heidegger* auf die Mortalität, das «Sein zum Tode», aufbricht. Die innere Verbindung der Existenzialien Gebürtlichkeit («Natalität»), Anfänglichkeit, («Spontaneität») und Pluralität mit dem Handeln, zumal dem politischen, wird in den Entwürfen des «Denktagebuchs» so klar wie sonst nie.

Der Mensch ist nach dem von Hannah Arendt immer wieder zitierten, geradezu leitmotivisch verwendeten Satz des Augustinus «*geschaffen, damit ein Anfang sei*». Doch das ist noch ein Satz im Singular, ein tyrannischer, ein monotheistischer Satz. Geboren werden die Menschen als plurale Wesen, damit *jeder* ein Anfang sei. Nur sterben müssen sie singular und allein. Als die «Gebürtigen» sind sie gleichsam «Initiale» des Lebens. Und sie entsprechen dieser Anfänglichkeit, indem sie selber etwas anfangen und handeln. Das im Singular operierende Denken hingegen, im Gegensatz zum Handeln, der «*Antwort auf Gebürtlichkeit, (...) die Antwort auf Sterblichkeit*», negiert Anfänglichkeit und Pluralität. Pluralität ist die antitotalitäre Kategorie von Hannah Arendts Denken schlechthin.

Die Probe auf ein anderes, plurales und initiatives Denken wird eben mit dem «Denktagebuch» gemacht. Der Anfänglichkeit korrespondiert das philosophische «Erstaunen», das die Welt sieht wie zum ersten Mal. Im Übrigen sucht das «Denktagebuch» eine überaus ernsthafte und engagierte Auseinandersetzung mit den philosophischen Kollegen von der tyrannischen Vernunft, denen gegenüber es ein-drucksvoll auch zeigt, dass eine politische Philosophin keine paradoxe Existenz ist. Wie aus der Vielfalt der Sprachen, die als Medium der Distanzierung gefeiert werden, lebt es aus der Pluralität der Gegenstimmen. Nach einer Formulierung der

.....

Pluralität ist
die antitotalitäre
Kategorie von
Hannah Arendts
Denken
schlechthin.

.....

Hannah Arendt,
Denktagebuch, hrsg. von
Ursula Ludz und Inge-
borg Nordmann in
Zusammenarbeit mit
dem Hannah-Arendt-
Institut, Dresden, Piper
Verlag, München/Zürich
2002.

Herausgeberinnen, die man nur noch in den Plural übersetzen muss, figuriert das Zitat, auch gerade das konträre, «*als Freund*». Das Motto des «Denktagebuchs» wird in der Form eines Vierzeilers formuliert, der die übliche Perspektive des denkenden Subjekts revidiert: «*Die Gedanken kommen zu mir, / ich bin ihnen nicht mehr fremd. / Ich wachse ihnen als Stätte zu / wie ein bebautes Feld.*»

Der Offenheit nach aussen widerspricht allerdings in gewissem Mass die Abgeschlossenheit nach innen. Das «Denktagebuch», das erst von Hannah Arendts Nachlassverwalterin *Lotte Köhler* so getauft wurde, ist nur selten ein wirkliches Tagebuch. Persönliches, gar Intimes, bleibt meist ausgespart: «*Wo käme ich sonst hin.*» Die Ausnahmen sind etliche Gedichte und unvermittelte Bekundungen der «*Dunkelheit des Herzens*». Aber auch sie bleiben temperiert: «*Ich habe wohl oft gewünscht, nicht mehr leben zu müssen, aber die Frage nach dem Sinn des Lebens habe ich nie gestellt.*» Hannah Arendt war und blieb – wem auch immer – dankbar für das «gegebene», das gebürtige Leben.

Im Ganzen liegt der Akzent auf dem Denktagebuch. Und noch in diesem Rahmen wird weniger das Denken sichtbar als der Gedanke, weniger der Prozess als das Resultat. Ordnung, Distanz, Klarheit herrschen. Fast korrekturlos, immer schon fertig, geht die Schrift, in etlichen Faksimiles dokumentiert, über die Seiten hin. «*Die Alterslosigkeit des denkenden Ich*», von der eine Notiz aus dem April 1967 spricht, bestimmt tatsächlich das Erscheinungsbild. Und ob das nicht doch wieder auf ein hier nur nach innen gewendetes «tyrannisches» Denken deutet, das die eigene Vielstimmigkeit, Pluralität und auch Spontaneität, die Brüche und Widersprüche zurückdrängt?

Trotzdem behält der Dialog den Vorrang vor der vermeintlichen Wahrheit im Singular. Und selbst das «*Denken in der Einsamkeit ist immer ein Gespräch mit sich selbst.*» Das «*Zitat als Freund*» wird spürbar gesucht aus Verlassenheit – als Zeichen der Verlässlichkeit. Das «Denktagebuch» dokumentiert eindrücklich den Versuch der vertriebenen Jüdin und Deutschen, wenigstens heimisch zu werden in der Welt des Denkens. ♦

IHM WAR AUF ERDEN NICHT ZU HELFEN

Heinrich von Kleist – ein fremder Zeitgenosse

Klaus Hübner,

geboren 1953 in Landshut, promovierte in Germanistik und lebt als Publizist und Redaktor der Zeitschrift «Fachdienst Germanistik» in München.

Ob «Der zerbrochene Krug», «Penthesilea», «Das Käthchen von Heilbronn» oder «Prinz Friedrich von Homburg» – *Heinrich von Kleists* Dramen werden gespielt, und zwar nicht nur im deutschsprachigen Raum. Seine Erzählungen gelten als Meisterwerke deutscher Prosa, und sie werden auch gelesen, «Michael Kohlhaas» vor allem, «Die Marquise von O...» und «Das Erdbeben in Chili». Die Figur des 1777 in Frankfurt an der Oder geborenen und 1811 am Berliner Wannsee zusammen mit *Henriette Vogel* aus dem Leben geschiedenen Dichters ist, auch durch Film und Populärkultur, zur Ikone romantischer Zerrissenheit und Rastlosigkeit geworden. Reden wir nicht vom Literaturunterricht an Schulen und Universitäten – Kleist ist so präsent wie *Goethe*, *Schiller* oder *Hölderlin*, und womöglich wird sein Werk freiwilliger, öfter und intensiver rezipiert als das der Weimarer Klassiker oder das des genialen Aussenseiters aus Württemberg.

In der Germanistik spielt die Kleist-Forschung seit Jahrzehnten eine wichtige Rolle, und wie es sich für Germanisten gehört, waren sich die Forscher keineswegs immer grün. Dass es durchaus unterschiedliche Interpretationsmöglichkeiten gibt, führt ein vornehmlich für Experten belangvoller Sammelband vor Augen, der gerade wegen seiner meist brillant formulierten Heterogenität hochinteressant ist – und uns hier nicht weiter beschäftigen darf. Was auch für *Klaus Müller-Salgets* Buch gilt. Seine konzise und solide Einführung in die Materie fasst das heutige Wissen um Kleists Biographie und die Erkenntnisse zu seinen Werken sehr gekonnt zusammen und gewinnt nicht zuletzt durch die Bibliographie an Format. Trotz dieser beiden gelungenen Publikationen muss man aber die lang erwartete Biographie in den Vordergrund stellen, mit der *Rudolf Loch*, zu DDR-Zeiten ein uner müdlicher Initiator der Kleist-Gedenk- und Forschungsstätte in Frankfurt an der

Oder und bis 1994 deren Direktor, sein lebenslanges Bemühen um den Dichter auf spannende Art und Weise ausgebreitet hat.

Loch schreibt ein elegantes, angenehmes und eingängiges Deutsch, das dem erfolgreichen Genre der wissenschaftlich fundierten und doch mühelos zu lesenden Künstler-Biographie optimal entspricht. Im Gegensatz zu Müller-Salget trennt er die Darstellung des Lebens nicht von der Charakterisierung und Deutung der Werke, ohne die Sphären des Biographischen und des Poetischen zu vermischen. Der Biograph lässt dem Dichter wie auch den Werken ihr Geheimnis – er zeigt auf, wägt ab, fragt, vermutet, stellt in Frage. Der Gestus des Behauptens ist diesem Buch fremd, übrigens auch das modische Sich-Einbringen nach dem Motto «Ich und Er», wie man es von *Peter Härtling*, *Dieter Kühn* und anderen Literaten kennt. Loch erzählt, getragen von beneidenswert stupender Sachkenntnis, angenehm unangeregt und gerade deshalb überzeugend. Und er weiss, wie weit er gehen darf. Beispiel: Kleists durch *Albrecht von Haller* und *Jean-Jacques Rousseau* entflammte, damals durchaus nicht ungewöhnliche Schweiz-Begeisterung. Loch erzählt von den rastlosen Reisen durch das Land, von den Schweizer Freunden, von den hier erfahrenen und weitreichenden Impulsen für sein dichterisches Schaffen, von Kleists Versuch einer Existenz als Landwirt und Dichter auf der nachmals berühmten Insel im Thunersee, und er macht ganz deutlich, dass wir darüber nur manches und nicht alles wissen. Punkt. Loch betont, dass Kleist ein sensibler, kluger, zupackender und zugleich zögerlicher Preusse und Europäer in einer widerspruchsvollen Epoche war, nicht nur ihr unglückliches Opfer. Der Dichter, dem «auf Erden nicht zu helfen» war, gilt erst seit hundert Jahren als Zeitgenosse der Moderne – zu Recht, wie *Rudolf Lochs* uneingeschränkt lesenswerte Biographie beeindruckend verdeutlicht. ♦

Literatur:

Rudolf Loch, Kleist. Eine Biographie, Wallstein Verlag, Göttingen 2003.
Klaus Müller-Salget, Heinrich von Kleist, Ph. Reclam Verlag, Stuttgart 2002.
Anton Philipp Knittel/ Inka Kording (Hrsg.), Heinrich von Kleist. Neue Wege der Forschung, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 2003.



Roland Fischer, Boris Becker, 1996

Juliana Schwager-Jebbink

AYŞE ERKMEN: KUCKUCK

Im Kunstmuseum St. Gallen steht die Zeit nicht still

Bis zum 11. Mai zeigt das Kunstmuseum St. Gallen eine sechs Räume umfassende Installation der in Berlin und Istanbul lebenden Künstlerin *Ayşe Erkmen*. Die Arbeit ist das Ergebnis von Eindrücken und von Vorgegebenem, denn die Künstlerin richtet sich nach dem, was sie vor Ort vorfindet: *«Die perfekte Situation und Ausstellung ist für mich, wenn ich überhaupt nichts von aussen herein bringe»*, sagt sie selber dazu. Die Installation nennt sich «Kuckuck» und verweist auf eine Vielzahl von Aspekten, mit welchen dieser sagenumwobene und irritierende Vogel assoziiert wird. Im Vordergrund steht wohl der Aspekt Zeit, ein Thema, welches Erkmen bereits in unterschiedlichster Ausprägung umgesetzt hat: Die Kuckucksuhr, welche zu Unrecht mit der Schweiz in Verbindung gebracht wird, und die Schweiz als Land der Uhren sind Anhaltspunkte. Der Kuckuck stellt auch eine Verbindung zwischen Kunst und Natur her, ist doch dem Kunstmuseum traditionellerweise eine naturwissenschaftliche Abteilung angegliedert.

So hat sich nun Ayşe Erkmen auf das, was sie in St. Gallen vorfand, eingelassen, sich in die Architektur, Funktion und Geschichte des Gebäudes vertieft und auch in dessen Zukunft: Das Museum soll erweitert werden, aber weiterhin seine Doppelfunktion für Kunst und Naturwissenschaft beibehalten.

Ortsbezogene Interventionen sind charakteristisch für das Schaffen der 1949 geborenen Erkmen. So liess sie 2001 für das durch die Deutsche Bank ermöglichte Projekt «Shipped Ships» drei Fährschiffe inklusive Besatzungen von Venedig, Istanbul und Shingu nach Frankfurt verschiffen, um sie dort auf dem Main ihren Dienst versehen zu lassen. Mit dieser künstlerischen Interpretation wurde das Wort «Globalisierung» illustriert. In der Wiener Sezession thematisierte sie 2002, unter dem Titel «Kein gutes Zeichen», Raum und Geschichte. Betrat der Besucher das Foyer des Hauses, wurde er von einer Diaprojektion auf die ornamentale Rosette

über dem Eingang zur Ausstellung empfangen. Bei der bräunlichen Rosette handelte es sich um eine Grossaufnahme einer Tasse türkischen Kaffees, eine Erinnerung an den türkischen Vorstoss bis Wien am Ende des 17. Jahrhunderts, dem Westeuropa auch die Tradition des Kaffeetrinkens verdankt.

Mit «Kuckuck» hat Ayşe Erkmen nun ihre erste grosse Einzelausstellung in einem Schweizer Museum realisiert: Sechs Tierpräparate hindern hier in unterschiedlichen Intervallen die Besucher am Betreten der leeren Ausstellungsräume und am Weitergehen. Ein Gänsegeier, ein Zebra, ein Gabelbock, ein Krokodilkaiman, eine Löwin und ein Weissschwanzgnu, alle in den Türrahmen placiert, bewegen sich scheinbar willkürlich auf Schienen in den Raum hinein. Die Tierpräparate sind Zitate: Sie wurden aus den Kellern des Museums an die Oberfläche geholt, restauriert, und in ihrem Sich-Zeigen erfüllen sie gleich mehrere Funktionen. So machen sie auch eine Aussage über das handwerkliche Geschick des jeweiligen Tierpräparators bzw. -restaurators. Vorübergehend vertreten sie die nicht vorhandenen Bilder, Skulpturen und Objekte des Kunstmuseums. Dazu kommt ihre derzeitige Funktion als Gesamtkunstwerk: Zusammen funktionieren sie als eine weitläufige, stille Uhr. Der Gänsegeier wirkt als Sekundenzeiger, das Zebra trabt bewegungslos alle fünf Minuten in den Raum, die Löwin fährt alle Stunden die entsprechende Stundenzahl ab – und der Besucher steht da, vergisst die Zeit und wartet, wie die Kikuju-Kinder in *Tania Blixens* Buch «Afrika – dunkel lockende Welt» vor der Kuckucksuhr, nur noch auf den «Kuckuck». Dass man beim Betrachten der alles andere als spektakulären Tiere die Zeit vergisst und während des Wartens auf die nächste Schienenwanderung der Fauna den Blick in den leeren Räumen umherschweifen lässt, ist nicht unbeabsichtigt. Die weissen Wände und die Leere an sich wecken neue, ungewöhnliche Assoziationen. Die Reise von Ayşe Erkmen nach St. Gallen hat sich gelohnt. ♦